

Der Liberale Beobachter

Und Berks, Montgomery und Schuylkill Counties allgemeiner Anzeiger.

„Willig zu loben und ohne Furcht zu tadeln.“

Verlag von A. R. N. P. W. E. L. L. E., in der Süd Sten Straße, Ecke der Cherry Alley, B. C. H. M.'s Wirthshaus-Hof gegenüber.

Jahrgang 5, ganze Nummer 247.

Dienstag den 28. Mai 1844.

Zehnfache Nummer 39.

Bedingungen.—Der Liberale Beobachter erscheint jeden Dienstag auf einem großen Superals-Bogen mit schönen Lettern gedruckt. Der Subscriptions-Preis ist Ein Thaler des Jahres, welcher in halbjähriger Vorauszahlung erbeten wird. Wer im Laufe des Jahres nicht bezahlt, werden \$1 50 angerechnet. Für kürzere Zeit als 6 Monate wird kein Unterschreiber angenommen, und etwaige Aufkündigungen werden nur dann angenommen, wenn sie einen Monat vor Ablauf des Subscriptions-Termins geschehen und gleichzeitig alle Rückstände abbezahlt werden. Bekanntmachungen werden dankbar angenommen und für den gewöhnlichen Preis eingedruckt. Unterschreibern in dieser Stadt wird die Zeitung portofrei geschickt, weitere Versendungen geschehen durch die Post oder Träger, auf Kosten der Unterschreiber. Briefe und Mittheilungen müssen postfrei eingeschickt werden.

Zur Unterhaltung und Belehrung.

Der Herr im blauen Frack.

In Wien kam ein junger Mann in eine Restauration, und ließ sich wohl schmecken. Nachdem er seinen Appetit gestillt, zog er aus seiner Brieftasche einen Hundertguldenchein und bezahlte die Rechnung. Der Wirth nahm den Schein in Empfang, und gab dem Gaste das übrige Geld her aus. Ein zweiter Mann im blauen Frack, der gleichfalls gespeist hatte, sprach so eben zu dem Wirth als dieser das Papier wechselte. Er besah sich dasselbe und fragte dann den ersten Gast, ob er nicht noch einige solcher Scheine bei sich habe, da er gern einige einzuwechseln wünsche. „Doch ja,“ erwiderte der Gefragte, langte abermals seine Brieftasche hervor, und die Wechselung ging vor sich. Dadurch wurden die beiden Gäste vertrauter mit einander. Sie verließen gemeinschaftlich das Kaffeehaus, und wanderten einige Straßen zusammen. Da blieb der Herr im blauen Frack plötzlich stehen und sagte zu seinem Begleiter:

„Ich wohne hier selbst, es würde mir und den Meinigen angenehm sein wenn Sie uns durch Ihren Besuch beehren wollten. Kommen Sie und wir trinken ein Gläschen echten Niersteiner mit einander.“ Der Andere nahm das Anerbieten an. Man trat in das Haus, stieg die Treppe empor und gelangte in einen geräumigen Saal. Der erste Gast begleitete sich auf dem—Polizeizimmer.

„Ich muß Sie ersuchen,“ begann jetzt der im blauen Frack, „nur zu sagen, wo Sie die Banknoten her bekommen haben; denn sie sind falsch.“ Der Gefragte erblaßte und wollte sich durchaus zu keiner Antwort verstehen.

„Wissen Sie,“ fuhr der Polizeimann fort, „daß wenn Sie sich nicht hinsichtlich dieser Papiere legitimiren, Sie unfehlbar gehängt werden?“ Der Banknoteninhaber gerieth immer mehr in Bestürzung und gestand endlich, die Brieftasche mit den falschen Papieren einem Herrn im Leopoldstädter Theater geflohen zu haben.

„Würden Sie den Eigenthümer der Brieftasche wieder erkennen?“

„Unbegreiflich, zumal da er seinen bestimmten Platz im Theater hat.“

„Wohlan! so gehen wir heute zusammen in's Theater, und Sie thun, was ich Ihnen befehlen werde.“

Am Abend standen die zwei pünktlich hinter dem Eigenthümer der Brieftasche. Der Entwerder ließ dieselbe leise auf den Boden gleiten, hob sie dann auf, und fragte die Umstehenden, ob Jemand dieses Portefeuille verloren habe. Der Eigenthümer wendet sich auch mit um, erkennt seine Brieftasche und reklamirt sie als die seinige, indem er zugleich seinen herzlichsten Dank dem ehrlichen Finder abstattet. Dieser bittet sich jedoch, bevor er sie zurückgibt, einige Kennzeichen aus. Der Eigenthümer nennt ein Porträt und eine Schneiderrechnung. Beim Herausgehen aus dem Schauspielhause wird der Brieftaschen-Herr von der Polizei in Beschlag genommen, und es ergibt sich, daß er auf seinem Gute eine ganze Banknotenfabrik errichtet hat. Der andere kommt als Dieb auf 1 Jahr ins Zuchthaus. Als er seine Strafzeit überstanden hat, meldet er sich bei einem Rechtsgelehrten als Schreiber. Dieser erkundigte sich näher und erfährt das Schicksal desjenigen, der ihm seine Dienste angeboten hat.

„Wohlan!“ spricht er endlich, nachdem er aufmerksam zugehört hat, „wenn sich Alles so verhält, wie Ihr mir da erzählt, so ist Euch geholfen. Ich selbst werde Euch Sache führen.“ Und dem war so. Der Schreiber erhielt 20,000 Gulden aus der Staatskasse ausgezahlt. Denn es heißt ausdrücklich in den Gesezen: Wer behülflich ist, daß ein Banknotenverfäl-

schet entdeckt und zur Strafe gezogen wird, erhält eine Belohnung von 20,000 Gulden.—So schickt sich manchmal in der Welt.

Korporal Morio.

Nach der gewonnenen Schlacht von Wagram hatte Napoleon sein Hauptquartier nach Schönbrunn verlegt, und hielt während der Unterhandlungen, deren Hauptzweck war, eine österreichische Erzherzogin zu seiner Gemahlin zu machen, Musterungen, und vertheilte unter seine Soldaten die Belohnungen, welche sie sich verdient hatten.

Ein schönes Linien Infanterie Regiment stand im Hofe des Palastes in Schlachtordnung aufgestellt; der Kaiser erscheint, die Tambouren schlagen den Marsch, und länger als gewöhnlich anhaltende Acclamationen verkünden, daß Napoleon und dieses Regiment seit langer Zeit einander kennen. Auch waren sie in der That zusammen zu Lodi und bei den Pyramiden gewesen. Nachdem der Kaiser vor der Front der drei Bataillone heruntergegangen war, ließ er sie Colonnen bilden, und trat in die Glieder, um die Beförderungen zu ertheilen. Niemand hatte er sich freigebiger gezeigt; seine Aegyptier, wie er sie nannte, waren es besonders, unter welche er sehr reichlich Grade und Decorationen vertheilte; allein die Belohnungen, worin sie auch befehen mochten, blieben, wie der General Foy es ausgesprochen, beständig unter den geleisteten Diensten. Die Musterung dauerte seit 5 Uhr; vor Beendigung derselben sagte der Kaiser zum Obersten: „Strahlen Sie mir den tapfersten Soldaten des Regiments vor,“ und wie der Oberst wegen der Wahl verlegen wurde, fingen die Soldaten an zu rufen: „Der Korporal Morio! Der Korporal Morio!“ Wie diese Bezeichnung der Meinung die Zustimmung des Anführers des Corps erhalten hatte, sah man mit dem reinlich bepackten Kängel auf dem Rücken und dem spiegelblanken Lederzeug über die Schultern, gestreckten Beinen und gesenkter Fußspitze im Geschwindschritt einen kleinen glatten, kräftig gebauten, mit drei Chevrons und dem Kreuze der Ehrenlegion geziertern Voltigeurkorporal hervortreten.

Dieser hübsche Soldat blieb vor dem Kaiser stehen richtete sich und präsentirte das Gewehr. Nachdem ihn Napoleon einen Augenblick angesehen hatte, sagte er zu ihm: „Wie lange dienst Du?“ „Fünfzehn Jahre mein Kaiser, und in sechszehn Feldzügen habe ich zehn Wunden erhalten, die Contusionen ungezählt.“ „Wie viel glänzende Gefechte?“ „Ich folgte Ihnen beim Uebergange über die Brücke von Arcole; ich drang zuerst in Aegypten in Alexandrien ein; ich war es, der Ihnen meinen Tornister lieh, um sich desselben im Bivouak von Ulm als Kopffissen zu bedienen, während die Desterrreicher capitulirten; ich war es, der fünf Husaren mit ihren Pferden gefangen nahm, ehe noch die Sonne von Austerlitz den Nebel vertrieben hatte; ich bin es, der zur Zielscheibe diente.“ „Gut, sehr gut!“ sagte der Kaiser: „Korporal Morio, ich ernenne Dich zum Reichsbaron, und füge zu diesem Titel eine erbliche Ausstattung von fünf tausend Franken jährlicher Einnahme.“ „D, mein Kaiser! das ist zuviel für mich, aber ich schwöre Ihnen, mit den Einkünften meiner Dotation keinen Bucher zu treiben; die Voltigeurs des Regiments sollen tapfer auf die Gesundheit Eurer Majestät trinken.“ Nach dieser Ernennung konnte auch der Korporal Morio wie der brave Marschall Lefebvre sagen: „ich bin ein Ahe.“ Die Montmarenys, die von dem ersten christlichen Baron abstammen sollen, hatten zuverlässig keinen glorreichern Ursprung.

Der Korporal Baron Morio hat die Armee nur erst bei ihrer Entlassung an

der Loire verlassen; er hat seine Dotation behalten, und wenn das Gerücht nicht lügt, so legt er seine Einkünfte nicht auf Interesse. Wenn die alten Soldaten des Departements, nach welchem er sich zurückgezogen hat, von ihren Gastthaten sprechen so trinken sie zum Andenken Napoleons.

Napoleons Hühnchen.

Napoleon pflegte sich auf ein kleines Ruhebett zu legen, und Rustan, der vor der Thür des Zimmers auf einer Matratze lag, bewachte ihn treu. Bisweilen nun geschah es, daß, wenn der Kaiser auf der linken Seite einschliefe, er schlechte Träume, und warf sich unruhig hin und her; Rustan, der immer lauschte, ging dann zu ihm, fastete ihn mit seinen kräftigen Armen, und wandte ihn ohne alle Umstände auf die rechte Seite; der Kaiser sagte nichts, denn er wachte nicht auf darüber, sondern schlief ruhig fort; wenn er aber erwachte, was stets früh gegen 2 Uhr geschah, mußte ihm Rustan ein schön gebratenes kaltes Hühnchen bringen, von dem Napoleon eine Keule oder einen Flügel, oder wohl auch beide zu essen pflegte. Einmal nun schlief Napoleon etwas später ein als gewöhnlich, und sein Schlaf wurde nicht gestört, da er sich ohne Zweifel sogleich auf die gute Seite gelegt hatte. 2 Uhr, die gewöhnliche Frühstückzeit verging, es schlug 3 Uhr, Napoleon schlief fort und Rustan, der viel gewacht und Hunger hatte, entschloß sich, das nun unnötig gewordene Hühnchen selber zu benutzen; er fing deshalb an davon zu essen, und verzehrte es fast ganz; dann trank er einmal dazu, horchte, ob man feiner in dem Nebenzimmer nicht bedürfte, und da Napoleon noch immer schlief, machte er sein Bett, schlief ein und träumte vielleicht süß. Gegen Morgen, aber noch ehe es Tag wurde, erwachte der Kaiser; er hatte Hunger; ganz leise rief er Rustan; Rustan antwortete nicht; er rief mehrmals, ebenfalls vergeblich. Da verlor er die Geduld, sprang aus dem Bette und sagte zu sich selbst: „Wir wollen doch sehen, ob dieser treue Diener so wohl wachet, als er sich rühmt.“ Er ging nach der Thür zu und öffnete dieselbe leise. Rustan hatte kein Licht. Der Kaiser hörte seinen Mamelucken schnarchen, streckte ein Bein über das schmale Bett und wollte über dasselbe hinwegschreiten. Da fuhr aber Rustan auf, packte, ohne erst nach seinen Waffen zu greifen den Unbekannten am Halbe und würgte ihn, während er rief: „Verräther!“ Napoleon konnte kaum Athem schöpfen; endlich aber raffte er seine Kräfte noch einmal zusammen, sank rückwärts nieder zog so Rustan nach der nur angelehnten Thür, wo der Mameluck seinen Kaiser im Scheine der Lampe erkannte. Man kann sich sein Staunen, sein Entsetzen denken; die Thränen rannen ihm über das Gesicht. „Beruhige Dich nur, Du hast nur gethan, was deines Amtes ist, sei also kein Kind. Der beste Beweis, daß Du mir keinen Schaden gethan hast, ist, daß ich essen will.“ Rustan erschrak jetzt auf andere Weise. „Wie? Um diese Stunde, Sw. Majestät?“ fragte er. „Siebt es für den Hunger eine besondere Stunde? Bringe mir das Hühnchen.“ „Sire, das Hühnchen?“ „Hat man es nicht bereit gesetzt?“ „D ja, Sire, aber das unselige Hühnchen.“ „Hast Du es auch gepackt?“ „Ach Sire—als ich sah, daß die Stunde vorüber war, als ich das Hühnchen sah.“ „Hast Du es gegessen?“ „Ach ja Sire.“ „Da habe ich nur ach! zu sagen. Hast Du es ganz gegessen?“ „So ziemlich—aber, Sire.“ „Sire, Sire, geh mit Deinem Sire! Ich will sehen was Du von dem Hühnchen übrig gelassen hast.“ Rustan ging um die Ueberreste zu holen, und versuchte den Bruchstücken ein gutes Ansehen zu geben. Napoleon setzte sich unterdessen an den Tisch und wartete mit Ungebuld. Sitternd

setzte der Mameluck sein Meisterstück auf den Tisch. Napoleon zählte die Stückchen und schien überrascht zu sein von der Kunst, mit welcher die Ruinen in Ordnung gebracht waren. Er aß, und zürnte Rustan nicht.

Das Gesez von 1705, in Bezug auf die Beobachtung des Sonntags.

Es besteht noch ein Gesez, welches im Jahr 1705, passirte, und unter Anderm verordnet, „Daß alle Personen, welche am ersten Tage in der Woche, gewöhnlich Sonntag genannt, oder zu einiger Zeit an selbigem Tage, in einem Ahe-Hause, Wirthshause oder andern öffentlichen Hause während dem Trinken und Bechen (Ziplen) angetroffen werden, eine jede Person einen Schilling und 6 Pence zu einem Confabel, der es fordert, bezahlen, welches zum Nutzen der Armen verwendet werden soll, und es soll die Pflicht der Confabels sein in solche öffentliche Häuser zu gehen, wo geglaubt wird, daß sich solche Fecher aufhalten, und sie zerstreuen. Und Wirth oder Andere die solche Getränke dulden, sollen nach Ueberführung einer solchen Uebertretung für jede 10 Schillinge Strafe bezahlen. Dieses Gesez soll jedoch nicht so ausgelegt werden, um Koffhäuser oder andere öffentliche Häuser oder Plätze zu verhindern, Reisende, Hausbewohner, Koffträger und Andere am Sonntage mit Essen und Trinken in Mäßigkeit, und bloß zur Erfrischung zu versorgen. Dieses alte Gesez hat jetzt in neuen Zeiten viel Uebelstände zu Streitigkeiten gegeben, und viele Bittschriften sind sowohl für als gegen den Widerruf desselben bei der Gesetzgebung eingegeben worden. Eine Commission des Senats berichtete aber gegen den Widerruf des Gesezes. Für die Uebertretung dieses Gesezes wurde vor einiger Zeit ein Hr. Wilhelm Niel, Gastwirth in Philadelphia, vor Aldermann Mitchell daselbst verurtheilt. Aus dem Zeugniß gieng hervor, daß mehrere Personen auf den Sonntag in seine Gaststube eintraten, für geistige Getränke feierten, tranken, bezahlten, und dann wieder sorglos; keiner bewirthete einen andern oder trank mehr denn einmal, es war keine Unordnung, kein Fluchen oder Schwören, und keine der Personen war betrunken. Der Richter sagte, dieses Gesez, für dessen Uebertretung Hr. Niel verklagt wurde, sei schon im Jahr 1705 gemacht, also 139 Jahre zurück, und gemiß in der besten Meinung um laßer und Unmoralität zu verhüten, und doch, sagte er, finde ich bloß eine einzige Klagefache für Uebertretung desselben (mit Ausnahme der gegenwärtigen) und diese erst vor kurzem. Es ist also von der größten Wichtigkeit zum ganzen Publikum, die richtigen Ansichten davon zu haben. Auf der einen Seite ist die gehörige Beobachtung des Sonntags, und auf der andern Seite das Recht des Volks. Der Richter sagte ferner, „Dieses Gesez von 1705 ist noch in voller Kraft.“ Die erste Frage ist daher: Ist Gastwirth erlaubt Sonntags Trinken zu verkaufen? Das Gesez sagt, daß Trinken und Bechen (Ziplen) an diesem Tage in Wirthshäusern nicht erlaubt werden soll. Es verbietet aber nicht das Trinken oder den Verkauf von Getränken; aber Trinken und Bechen (Ziplen) verbietet es. Da das Trinken und Bechen zusammen genommen ist, muß es auch zusammen ausgelegt werden. Die zweite Frage ist: Was ist ein Becher (Zipler)? Doctor Johnson sagt, ein Becher (Zipler) sei einer der sich das Leben abtrinkt, und bereitet einen Säuser oder Trunkenbold; Webster sagt, ein unmäßiger Trinker, zc. Also wäre die Hauptfrage, und auch zugleich die wichtigste: Ob das Zeugniß beweist, daß an selbigem Tage in Herrn Niels Hause gezecht und getrunken wurde, indem die Worte nicht einzeln, sondern zusammen genommen werden müssen.—Es war kein Zeugniß hier, daß auch nur eine der Personen, die zur obigen Zeit bei Hr. Niel tranken, ein Becher oder Unmäßiger war, und mehr denn ein Glas trank; folglich waren es nicht solche Personen als in dem Gesez gemeint sind, und ein Confabel hätte hier nicht das Recht gehabt sie zu zerstreuen. Um Hr. Niel schuldig zu finden, müßte ich die Personen als Fecher und Säuser erklären.—Und da das Gesez ferner Gastwirth und Andern erlaubt Reisende, Gäste und andere Personen des Sonntags mit Lebensmitteln und Getränken mit Maas und Ziel bloß zur Erfrischung zu versorgen, so ist kein Zeugniß hier, daß Herr Niel gegen dieses Gesez gehandelt hat.“

Ein Schreckensmoment.

Die „Hamburg Originalien“ erzählen Folgendes: Ein Kaufmann wollte eines jener Familienfeste feiern, welche den Geschäftsmann aufheitern und ihm für die Comptoirsorgen eine freundliche Entschädigung bieten. Es war der Hochzeitstag seiner Tochter. Schön gepuhte junge Mädchen umkreisten die Braut und freu-

dig blickte der Vater auf die bunten und fröhlichen Gruppen. Als er darauf, um noch einige Anstalten zu treffen, durch einen langen Gang dahin schritt, begegnete ihm eine der Mägde, eine Dirne vom Lande, die erst vor kurzem in den Dienst des Hauses getreten war, mit einem brennenden Lichte ohne Leuchter in der Hand. Er machte derselben Vorwürfe über eine solche Unvorsichtigkeit und begab sich alsdann in die Küche, um rücksichtlich des Abend-Essens mit seiner Gattin noch einige Verabredungen zu treffen. Die Magd kehrte einen Augenblick darauf aus dem Keller zurück, mit mehreren Weinsflaschen im Arme, doch ohne Licht. Dem Kaufmann fiel es plötzlich ein, daß an demselben Tage einige Pulverfässer in den Keller geschafft worden waren, und daß sein Handlungsdiener eines davon geöffnet hatte, um für einen Kunden eine Probe heraus zu nehmen. „Wo ist das Licht?“ frug er schnell. „Ich hatte die Hände voll Flaschen und konnte es nicht mit herauf bringen,“ erwiderte die Magd. — „Wo hast du es gelassen?“ — „Ich hab' es in ein Faß gesteckt, das mit schwarzem Sande gefüllt war.“ — Der Kaufmann rannte hinab in den Keller; der Gang dorthin war lang und finster. Seine Kniee schlotterten, sein Athem stockt, alle seine Glieder zitterten, es war ihm, als habe ihn und die Seinigen der Tod bereits erfaßt. — Am äußern Ende des Ganges, in dem offen stehenden Keller, gerade unter dem Gemache, in welchem sich das Brautpaar und die Hochzeitsgäste befanden erblickte er das verhängnißvolle, fast bis zum Rande gefüllte Pulverfaß, in dem das brennende Talglicht steckte, in dessen röthlicher Flamme ein langer abgebrannter Docht sichtbar ist. Dieser Anblick macht ihn fast erstarren, und das frohe Gelächter der Gesellschaft oben läßt sein Blut gefrieren. Einige Momente steht er regungslos da, starrt hin auf das Licht, und ist außer Stande weiter zu schreiten. Die Geiger über ihm spielen auf und der Tanz beginnt mit einer solchen Lebhaftigkeit, daß der Fußboden erzittert und die Flaschen im Keller gegen einander klirren. Schon glaubte der unselige Kaufmann zu schauen, daß das Licht sich bewege, daß es falle—von Verzweiflung erfaßt stürzt er hinzu. Wie aber soll er das Licht herausheben? die leichteste Berührung könnte den abgebrannten Docht in das Pulver fallen lassen. Mit einer unbeschreiblichen Festigkeit gegenwärt umschließt er das Licht mit seinen beiden Händen, preßt die Flamme und den Docht zwischen seinen Fingern fest zusammen, und hebt auf diese Weise dasselbe glücklich aus dem Fasse heraus. Er trägt das Licht sorgfältig durch den Gang hin, seine Hand ist verbrannt, er achtet nicht darauf—die Seelenangst aber war zu groß gewesen—am Ende des Ganges sinkt er ohnmächtig zu Boden; der Schrecken hatte ihn überwältigt. — Er verfiel in ein heftiges Fieber, von dem er erst mehrere Wochen später genas.

Freiheits Freund.

Die billigste Erleuchtung kann man auf Cuba haben. Dasselbst sind nämlich die leuchtenden Insekten sehr häufig, und von der größeren Art derselben, Cocuyo genannt, gibt ein Duzend in einen Käfig eingeschlossen, so viel Licht von glänzend grüner Farbe, daß man zur Nachtzeit dabei lesen kann. Der verlorbene Joseph von Trinedad, ein nicht unbekannter Schriftsteller, soll mehrere Bände bei diesem Lichte geschrieben haben. Man kann diese Insekten drei Monate und noch länger erhalten, wenn man sie häufig badet und ihnen täglich ihre Lieblingsnahrung, ein Stück Zuckerrohr ohne Schale gibt.

Der Gouvernör von Cuba hat unterm 2ten April eine Proklamation erlassen, wornach alle Schwarzen innerhalb 10 Tagen die Insel räumen sollten.